iaf informationen

Verband binationaler Familien und Partnerschaften, iaf e.V. Heft 3/2008

ISSN 1430-8614

Binationale Lebenswelten

Momentaufnahmen 2008

Liebe Leserinnen, liebe Leser,

»Speziell bleibt es immer« – resümierte eine Teilnehmerin unserer diesjährigen Verbandstagung im Sommer 2008 das binationale Beziehungs- und Familienleben. In diesen knappen Worten sind die Erfahrungen binational/bikulturell Liebender ganz gut untergebracht: »Speziell« ist der Zugewinn an Persönlichkeit und Perspektiven, an Kommunikations- und Konfliktfähigkeit, an Welt- und Grenzerfahrung. »Speziell« ist auch der Ärger mit Behörden, Engstirnigen und manchmal den Liebsten in der Familie. »Herausforderungen und Ressourcen binationaler Lebenswelten« – auf unserer Tagung gaben mehr als 50 Menschen einen vielfältigen Einblick in ihr binationales/bikulturelles Beziehungsleben und wir möchten Sie in diesem Heft ein bisschen daran teilhaben lassen. Dass in der Herausforderung, immer wieder neu die Balance zu finden zwischen ganz unterschiedlichen Ansprüchen und Erwartungen viele Ressourcen spürbar werden – darüber waren sich alle einig.

Einigkeit bestand auch bei den Teilnehmer/innen einer anderen Tagung: im Zorn über ein unsinniges Gesetz, das den sowieso schon schwierigen Ehegattennachzug zusätzlich erschwert. Ein Jahr bestehen nun die neuen Regelungen, die den Nachzug für fast jede/jeden an vorab erworbene Deutschkenntnisse koppelt. »Das Gesetz ist durch den Praxistest gefallen« war die einhellige Meinung im Publikum, während die Politiker/innen auf dem Podium je nach Parteizugehörigkeit (und damit Verantwortlichkeit) unterschiedliche Positionen vertraten. Lesen Sie selbst: Tim Gerber erzählt Ihnen seine Eindrücke der Tagung; Auszüge aus unserer Dokumentation »Haben Sie noch eine Idee?« berichten von den Erfahrungen Ratsuchender; und die Gründerin unseres Verbandes fühlt sich im Interview ärgerlich an längst vergangen geglaubte Zeiten erinnert. Zuwanderung und Familienzusammenführung folgen unterschiedlichen Logiken – wir plädieren deshalb für »Mehr Mut zur Differenz«.

Binationale Lebenswelten im Jahr 2008 – neben den differenzierten Einblicken in den konkreten Beziehungsalltag und den sehr eindimensionalen Erfahrungen mit dem neuen Gesetz haben wir noch weitere Aspekte für Sie zusammen getragen: »Vom Reden und Zuhören« gibt Hilfestellungen für die Sprachförderung in mehrsprachigen Familien. Von der interkultureller Öffnung in deutschen Amtsstuben erzählen zwei deutsche Mitarbeiterinnen aus sehr unterschiedlicher Perspektive. Binationale/bikulturelle Lebenswelten brauchen auch »3-2-1-Mut!« – Siri Pahnke berichtet über das Empowerment-Projekt unserer Regionalgruppe in Leipzig. Und auch das ist Teil dieser Lebenswelt: Eine mittlerweile erwachsene Tochter sucht ihren amerikanischen Vater, lässt uns teilhaben an ihrem emotionalen Wechselbad von Vergessen und Finden wollen und möchte Kontakt zu Menschen, die wie sie Halb-Amerikaner/innen sind.

Binationale Lebenswelten im Jahr 2008 – Es sind Momentaufnahmen, die wir Ihnen in diesem Heft unserer iaf informationen präsentieren. In einem Moment bündelt sich Vergangenes und erscheint Zukünftiges gleichzeitig. Wir wünschen Ihnen eine anregende Lektüre!

Cornelia Spohn
Bundesgeschäftsführerin

Impressum

iaf informationen 3/2008
Vierteljährliche Zeitschrift / ISSN 1430-8614
Einzelpreis: 3 Euro (inkl. Versand)
Abonnement: Inland 12 Euro / Ausland 15 Euro
Herausgeber und Redaktionsanschrift:
Verband binationaler Familien und Partnerschaften, iaf e.V.,
Ludolfusstr. 2-4, 60487 Frankfurt am Main
Tel. 069/713756-0, **Fax** 069/7075092
E-Mail: info@verband-binationaler.de
Internetseite: www.verband-binationaler.de
Bankverbindung: Bank für Sozialwirtschaft
Kto.-Nr. 7606000 (BLZ 550 205 00)

Redaktion: Daniela Bröhl, Heidi Malke-Diop, Marina Wagner, Ruth Weissmüller
Gesamtkoordination: Susanne Wiegmann, Bundesgeschäftsstelle
Die Einzelbeiträge geben nicht unbedingt die Meinung der Redaktion wieder. Kürzungen behalten wir uns vor.
Nachdruck: Mit Quellenangabe erwünscht; ein Belegexemplar bitte an die Redaktion.
Auflage: 2500
Verantwortl. i. S. d. P.: Bettina Müller-Sidibé
Layout & DTP: Antje Tauchmann, Frankfurt am Main
Titelfoto: © Daniela Bröhl
Druck: Druckerei Strube, Felsberg

Mitglied im Paritätischen Wohlfahrtsverband und im Deutschen Frauenrat

Inhalt

Binationale Lebenswelten – Momentaufnahmen 2008

4 **Herausforderungen und Ressourcen binationaler Lebenswelten**
Eindrücke von unserer Verbandstagung

12 **Vom Reden und Zuhören**
Hinweise zu Mehrsprachigkeit und sprachlicher Förderung

16 **3 – 2 – 1 – Mut!**
Ein Empowerment-Projekt in Leipzig

Erfahrungen mit dem neuen Zuwanderungsgesetz

18 **Das Gesetz in Ordnung bringen**
Ein persönlicher Tagungsbericht

22 **„Haben Sie noch eine Idee?"**
Erfahrungen aus der Beratung zum Ehegattennachzug

26 **Auf der Suche nach Auswegen**
Ein nicht legaler Grenzübertritt

28 **„Ein Griff in die Mottenkiste"**
Gespräch mit Rosi Wolf-Almanasreh

31 **Plädoyer für mehr Mut zur Differenz**
Zuwanderung und Familienzusammenführung

36 **Amtssprache ist Deutsch**
Oder: Auf der Suche nach Vielfalt

38 **Auf der anderen Seite des Schreibtischs**
Eine wahre Geschichte

40 **Identitäts- und Kontaktsuche**
„GI-Kinder" gesucht

42 **Tops & Flops**

43 **Nachruf**

44 **Bücher**

46 **Veranstaltungskalender**

Herausforderungen und Ressourcen binationaler Lebenswelten

Eindrücke von unserer diesjährigen Verbandstagung

Alle zwei Jahre, im Wechsel mit der Bundesdelegiertenversammlung, richtet unser Verband eine Tagung aus, zu der insbesondere unsere Mitglieder herzlich eingeladen sind.

Auf unserer diesjährigen Tagung wollten wir Antworten auf die Frage finden: Was macht es aus, das binationale Beziehungs- und Familienleben? Worin unterscheiden wir uns von anderen? Und welche »Botschaften« haben wir an Politik und Gesellschaft, die sich mit den interkulturellen Lebenswelten in Deutschland immer noch schwer tun?

Die Einladung

Im August 2007 traten die neuen Regelungen im Zuwanderungsgesetz in Kraft; insbesondere die Voraussetzungen für die Familienzusammenführung sind restriktiver geworden. Paare, die ihre binationale Beziehung in Deutschland leben wollen, müssen bürokratische Hürden meistern, die sie als Schikane empfinden und ihnen oft willkürlich erscheinen. Die Freude auf ein gemeinsames Leben wird gedämpft durch das Gefühl: Wir sind in Deutschland als Paar nicht erwünscht.

Was tun? Manche Liebe zerbricht daran. Die meisten kämpfen, verlieren dabei einige Illusionen über den staatlichen Schutz von Ehe und Familie (GG Art. 6), gewinnen aber auch Selbstvertrauen, Durchhaltevermögen und eine Menge Kenntnisse, wie die Bürokratie so »tickt« – in Deutschland und anderswo. Einen Beziehungsalltag, in der das Handeln von Behörden keine Rolle (mehr) spielt, können sie sich kaum vorstellen.

Wer mit seinem Partner/seiner Partnerin aus Kamerun, dem Iran oder Indonesien seit 10 und mehr Jahren in Deutschland lebt, wird sich an das eine oder andere »Highlight« im Umgang mit Behörden noch erinnern. Doch der Alltag wird von anderen Herausforderungen bestimmt: die Kränkungen am Arbeitsplatz nehmen zu; über den Umgang mit der pubertierenden Tochter gibt es häufiger Streit; das Geld wird knapp und gerade jetzt braucht ein Familienmitglied in der fernen Heimat besondere Unterstützung.

Was tun? In den vielen Jahren der Beziehung hat man gelernt, wie der/die andere zu nehmen ist. Das jeweilige Handlungsrepertoire ist enorm. Beide wissen um die Punkte, die nicht verhandelbar sind, Kompromisslösungen sind erprobt und müssen dennoch immer wieder schwer erkämpft werden.

Doch was ist daran eigentlich »binational«? Die Normalität des Alltags entzieht sich einer Zuschreibung im Sinne von »ungewöhnlich« oder »anders«, auf das eigene Leben guckt man selbst nicht von außen. Und doch: Die Nachbarn leben anders und denken über andere Dinge nach.

Was macht es also aus, das binationale Beziehungs- und Familienleben? Worin unterscheiden wir uns jenseits von Mehrsprachigkeit und hohen Telefonrechnungen?

Um das herauszufinden trafen sich mehr als 50 Männer und Frauen Anfang Juni in einem Tagungshaus auf dem Venusberg in Bonn. Die meisten, aber nicht alle, sind Mitglieder in unserem Verband. Erprobte Paare und Frischverliebte waren sich einig: die größte Herausforderung liegt im Einfluss »von außen« – den bürokratischen Vorgaben, dem schwer durchschaubaren Handeln von Behörden, den Diskriminierungen am Arbeitsplatz und den Vorbehalten in der Nachbarschaft, im Freundeskreis, manchmal auch in den eigenen Familien. Vor allem die vielfältige staatliche Einmischung in die private Entscheidung für den/die Lebenspartner/in löst anhaltende Empörung aus. »Am Schlimmsten ist, dass es nicht besser geworden ist« meinte eine Teilnehmerin, stellvertretend für viele. Was sind die konkreten Klagen?

Die Behörde ist immer dabei

Binationale Paare sind am Anfang ihrer Beziehung nie zu zweit – die Behörde ist immer dabei. Insbesondere, wenn der Partner/die Partnerin aus einem Land jenseits der Europäischen Union kommt, war und ist es schwierig, die Liebe auch zu leben.
Paare, die vor zehn und mehr Jahren zusammen gefunden haben, berichten von dem »Papierkrieg«, den vielen beizubringenden Unterlagen, dem umständlichen Postweg, den teuren Telefonaten und der belastenden Wartezeit, wann der Partner/die Partnerin nun endlich kommt. Bei den »jüngeren« Paaren und den Frischverliebten kommt zu der Frage des »wann?« der Zweifel »ob überhaupt« noch hinzu: der Generalverdacht »Zweckehe« hängt wie ein Damoklesschwert über den Einreiseformalitäten. Doch wie lässt sich beweisen, dass nicht die Aufenthaltserlaubnis in Deutschland Grund für die Eheschließung ist? Anstatt viel Zeit miteinander zu verbringen und sich gegenseitig vertrauter zu werden, müssen die Paare, getrennt voneinander, die Beamten der jeweiligen Behörden von ihrer Liebe überzeugen und manchmal Fragen beantworten, die sie sich selbst noch gar nicht gestellt haben (»Wer soll in Ihrer Ehe den Haushalt führen?«).

Die behördliche Überprüfung intimer Gefühle erschüttert das Selbstvertrauen und manchmal auch das Vertrauen in den Partner oder die Partnerin. »Das ist doch dein Land, warum kriegst du das nicht hin? Muss ja wohl einen Grund haben«. Solche Äußerungen tun weh und verstärken die Gefühle von Hilflosigkeit und Ohnmacht. In der oft langen Tren-

nungszeit muss die Ehe virtuell aufrecht erhalten werden, aber wie kann das gehen? Noch bevor die Beziehung durch einen gemeinsamen Alltag wachsen kann, muss sie durch eine schwere Krise hindurch. Wer´s schafft, hat für sein Leben – und die Beziehung – Entscheidendes gelernt: zu unterscheiden zwischen Einflüssen von außen und der Dynamik in der Beziehung; die Balance zu halten zwischen emotionaler Betroffenheit und der intellektuellen Einsicht in Unabänderliches. Der Kampf gegen den gemeinsamen Feind schweißt zusammen, doch was kommt danach? Ist das Ziel erreicht, der/die Partner/in endlich da, ist mann und frau erst mal erschöpft.

Auch wenn die überwiegende Mehrheit der Teilnehmenden berichteten, dass sie aus diesen Erfahrungen eher gestärkt hervor gingen – die Empörung bleibt. Und mit ihr das Misstrauen gegenüber behördlichem Handeln sowie das Gefühl, mit der Partnerwahl nicht erwünscht und anerkannt zu sein. »Die Beziehung ist abwegig, und irgendwie hat man das Gefühl, man ist an dem ganzen Schlamassel selber schuld« formulierte eine Teilnehmerin.

Wann sind wir eigentlich »normal«?

Die Schwierigkeiten des Ehegattennachzugs bindet alle Energien. »Ganz normale« Fragen kommen einem manchmal erst hinterher, erzählt ein Teilnehmer: Warum muss ich überhaupt heiraten, wenn ich mit der Frau meines Lebens zusammen leben will? Wieso können wir uns nicht gegenseitig problemlos besuchen? Warum kann sie nicht ausprobieren, ob sie in Deutschland überhaupt leben will? Wieso kann ich ihre Familie nicht meinen Eltern vorstellen? Was für deutsche und europäische Paare ganz selbstverständlich ist, ist binationalen Paaren mit außereuropäischem Partner verwehrt.

Das Gefühl, eine Ausnahme zu sein, begleitet die Paare in ihrem Alltag. Die Empfindung »Wir sind doch ganz normal« steht im Widerspruch zu der Erfahrung, nicht wirklich dazu zu gehören. Es sind die kleinen Dinge im Alltag, an denen sich das vor allem für den ausländischen Partner festmacht: nie ohne Pass und Führerschein aus dem Haus gehen, in der Öffentlichkeit nicht auffallen dürfen und wollen, bei der Wohnungssuche den/die deutsche Partner/in anrufen lassen, beim Elterngespräch in der Schule nicht angesprochen werden etc. Und immer das Gefühl, man kennt sich nicht aus.

Die Kränkungen und Verletzungen nicht am Anderen auszulassen, umgekehrt sie als Partner/in auszuhalten, ohne sich schuldig zu fühlen – am Anfang der Beziehung ist das eine große Belastung. Mit den Jahren, so berichten die »Alten«, wird auch das zum Teil des binationalen Alltags. »Normal« wird es allerdings nie.

Ein ganz großes Thema: Verwandtenbesuche

Familienbesuche aus dem Ausland sind ein Dauerthema bei binationalen Paaren: Einladung ein-

reichen, Versicherung abschließen, die finanzielle Bonität wird geprüft. »Was machen die eigentlich mit unseren ganzen Daten?« Der Flug muss gebucht werden, aber das Visum ist noch nicht erteilt. Telefonate mit der Botschaft, das Gefühl, hingehalten zu werden. »Warum muss meine siebzigjährige Schwiegermutter 600 km zur Botschaft anreisen, nur um den Visumsantrag persönlich abzugeben?« Wieder lange Wartezeiten. »Wie soll ich das meinen Schwiegereltern bloß erklären? Die denken doch, wir wollten sie gar nicht hier haben«. Selbstverständliche familiäre Unterstützung scheitert an Einreiseformalitäten: »Zur Geburt unseres ersten Kindes wollte meine Frau gern ihre Mutter hier haben. Als sie endlich das Visum bekam, war unsere Tochter vier Wochen alt.«

Binationales Familienleben ist mit politischen Ereignissen aufs Engste verknüpft. In der Folge der sog. Visa-Affäre in der Deutschen Botschaft in Kiew verweigerte die Botschaft in Islamabad das Visum für die pakistanischen Eltern, die seit zwanzig Jahren (20!) einmal im Jahr ihren Sohn in Deutschland besuchen. »Das zerrt an einem. Man weiß nie, was die sich noch einfallen lassen«.

Experten wider Willen

»Irgendwie sind wir für alles verantwortlich, was mit Migration/Integration zu tun hat« – eine Aussage, die in der Runde heftiges Kopfnicken auslöste. Ob es um den Islam geht oder die Auseinandersetzungen auf dem afrikanischen Kontinent – binationale Paare scheinen zu allem befragt werden zu können. Wie »ticken« die Muslime? Was hälst du vom Moscheebau im Stadtteil xy? Warum werden vor Eritrea Schiffe gekapert? Was ist denn eigentlich in Kenia los? »Warum soll ich mich eigentlich mit dem Thema beschäftigen, nur weil ich mit dem Mann verheiratet bin?«

Die meisten nehmen es mit Humor, doch schwingt auch Ärger mit, wenn Grenzen überschritten werden und das Private zum öffentlich verhandelten Thema wird. Die Erfahrung mit den Behörden, ein »gläsernes Paar« zu sein, setzt sich im sozialen Umfeld fort: ganz ungeniert wird danach gefragt, ob der muslimische Vater denn keine Probleme mit dem Piercing der Tochter habe, ob man überhaupt Weihnachten feiern dürfe, wie man sich denn so fühle als Mutter afrodeutscher Söhne. »Das Problem sind nicht die Fragen« meinte eine Teilnehmerin, »sondern dass wir

nicht als Personen gesehen werden, die ganz individuelle Antworten haben. Wir `stehen´ immer gleich für was, für eine Kultur, eine Religion, vermutete Traditionen. Manchmal habe ich den Eindruck, die Leute wollen nur ihre Vorurteile bestätigt wissen«.

Der öffentliche Diskurs wirkt

Im Kampf gegen die erlebte Diskriminierung ist es oft schwierig, Verbündete zu finden. Der öffentliche Diskurs wirkt: »Das neue Gesetz ist doch gegen Zwangsverheiratung, also ist es gut« musste sich eine Teilnehmerin anhören, die seit sieben Monaten auf ihren Mann wartet. Eine andere berichtete von der lakonischen Antwort ihres Arbeitskollegen, als sie sich darüber beschwerte, dass ihr Mann innerhalb einer Woche zum dritten Mal in eine »verdachtsunabhängige« Polizeikontrolle geriet: »Dein Mann sieht halt aus wie ein Muslim«.

Wenn Ressentiments in Gesetze gepackt werden heißt das, dass der Staat hier Handlungsbedarf sieht. Das wirkt zurück auf die Bürger: »Aha, hier ist ein offenbar Problem. Bei deutschen Familien muss man nicht so genau hingucken, bei Binationalen anscheindend schon.« Das Misstrauen ist gewachsen, darüber waren sich alle Teilnehmenden einig. »Die Mehrheitsgesellschaft wälzt Themen auf uns ab, mit denen sie sich selber beschäftigen müsste«, so das Fazit.

Das Erleben persönlicher Veränderungen

»Ich würde es immer wieder tun« meinte ein Teilnehmer zu seiner binationalen Heirat – keine ganz selbstverständliche Aussage, nachdem so viele Schwierigkeiten und Belastungen zusammen getragen wurden.

Dieser Satz öffnete den Blick auf den persönlichen Gewinn aus der Beziehung, auf die erlernten Kompetenzen: verschiedene Positionen auszuhandeln und zwei sehr unterschiedliche Positionen nebeneinander stehen zu lassen; Nähe und Distanz immer neu zu definieren und dazwischen zu pendeln, die eigenen Grenzen kennen und vertreten zu lernen.

Aus der Paarerfahrung entwickelt sich die Fähigkeit, auch in gesellschaftlichen Bezügen besser mit Unterschiedlichkeit umgehen zu können. Und wie fühlt sich das an? »Ich bin durch meinen Partner und seine Familie viel gelassener geworden, mich regt es längst nicht mehr so auf, wenn die Dinge anders laufen als ich es gedacht oder auch gewünscht habe. Im Gegenteil: ich bin oft positiv überrascht, wie sich alles zueinander fügt, auch wenn es im Vorfeld ganz anders geplant war.« Auch die Kommunikationsfähigkeit verändert sich: »Ich spreche kein Kisuaheli und bin auf der nonverbalen Kommunikationsebene viel sensibler geworden, mit meiner tanzanischen Familie kann ich mich gut über Gestik, Mimik, Körpersprache verständigen. Und wenn gar nichts mehr geht, lachen wir einfach zusammen«.

Mehr Pragmatismus bei Konflikten und eine größere Kompromissbereitschaft wurden als hinzu gewonnene Verhaltensweisen genannt. »Ich frage viel mehr nach anstatt ›nur‹ meinen Standpunkt zu vertreten und bin in meinem sprachlichen Ausdruck auch viel genauer geworden« meinte eine Teilnehmerin, eine andere ergänzte: »Diskussionen aus Prinzip führe ich heute nicht mehr, ich setze Prioritäten: was ist mir wirklich wichtig, wo kann ich gut nachgeben. Das schärft meinen Blick auf mich selbst, ich bin mir meiner Persönlichkeit viel bewusster geworden«. Die Stärkung des Selbstbewusstseins als laufender Prozess – das erlebten und erleben viele Teilnehmende. Und in der Öffnung zum Anderen wird auch das Eigene wieder mehr wert geschätzt.

Man sucht im Partner/der Partnerin das, was man selbst nicht hat, sich aber wünscht. Im Laufe der Beziehung verändert man sich, nähert sich dem »Anderen«, »Fremden« an und distanziert sich auch wieder. »Die eigene Erfahrung wird zu einer emotionalen Pendelbewegung« fasst eine Teilnehmerin zusammen, »und dieses ständige `in Bewegung sein´, das fasziniert mich bis heute.«

Kulturell unterschiedlich geprägte Auffassungen von Zeit (»Pünktlich ist ein sehr dehnbarer Begriff«), von Witz und Humor können in einer binationalen Beziehung zu Missverständnissen und Konflikten führen, sie sind aber auch »die Würze der Beziehung«, formulierte ein Teilnehmer. Auch das Verhältnis zu Körperlichkeit, zu Schönheitsidealen, zur Wertschätzung von Lebensphasen (Alter) wird in der Unterschiedlichkeit mehrheitlich als positiv und Erweiterung des Selbst- und Weltbildes erlebt. »Heimat« gewinnt eine andere Bedeutung, wird mit Farben, Gerüchen und Gegenden verbunden.

Außen- und Innensichten

Alle Teilnehmenden berichteten, dass sie sich durch ihre Beziehung intensiv mit Zuschreibungen und Definitionen auseinandersetzen, jedoch durchaus nicht immer freiwillig: »Wenn man durch den Partner nicht drauf gestoßen wird, dann durch die soziale Umgebung«. Wer bin ich als Deutsche, was überhaupt ist deutsch? Aber ist das für das Paar eigentlich wichtig? »Ich fühle mich durch meine deutsche Umgebung oft dazu gedrängt, Position zu behaupteten Gegensätzen beziehen zu sollen, wo ich eher das Verbindende sehe«. In der Beziehung nicht nur das Andere zu entdecken, sondern das Gleiche wahrzunehmen ist eine Lernerfahrung, die gegen den Mainstream verläuft.

Die Sicht von außen und die eigene Wahrnehmung unterscheiden sich sehr voneinander. Die Metapher von den zwei Kulturen empfinden die Teilnehmenden als statisch und abwertend, es entspricht nicht der Dynamik der Beziehung und der Empfindung eines Prozesses, der von ihnen gestaltet wird. Das Nachdenken über Bereicherung bricht sich an dem Gefühl von Normalität: »Dass ich überhaupt eine bikulturelle Partnerschaft eingehe, zeigt meine andere Haltung, meine Veränderung. Das wird in der Beziehung nur weiter gelebt«. Die Paare spüren oft eine manchmal offene, manchmal unterschwellige Aufforderung, sich und ihre Beziehung erklären, wenn nicht rechtfertigen zu müssen. Das führt dazu, so die einhellige selbstkritische Meinung, dass die Frage nach dem Gewinn einer binationalen Beziehung oft überhöht beantwortet wird – »Das ist mehr Wunsch als Realität«. Und: »Wir sind eine ganz normale Familie und haben die gleichen Themen zu lösen wie andere auch.«

Auch wenn es immer mehr binationale/bikulturelle Partnerschaften gibt, für die Beschreibung der Gefühle und Erfahrungen dieser Lebenswelt fehlen (noch) die Begriffe. »Es gibt nicht nur ein Dazwischen, es bildet sich etwas Eigenes heraus, etwas Drittes – das interkulturelle Leben ist einfach selbstverständlich« versuchte eine Teilnehmerin ihr Lebensgefühl zu beschreiben. Gleichgesinnte findet sie nicht nur bei anderen bikulturellen Paaren, sondern auch bei Menschen, die lange im Ausland gelebt haben, die sich in Künstlerkreisen bewegen, vor allem bei den jungen Menschen: sie sind in einem interkulturellen Umfeld aufgewachsen, für sie gibt es das Eine oder das Andere nicht. »Bei uns sitzen am Küchentisch junge Leute, die alle unterschiedlich aussehen, persönlichen Bezug zu ganz verschiedenen Ländern haben, mehrere Sprachen sprechen – und das ist für sie völlig normal!«

Was kann die Einwanderungsgesellschaft von uns lernen?

»Lebenspraktisch erprobte Strategien im Umgang mit Vielfalt« formulierte eine Teilnehmerin spontan und zählte dann auf: in Bezug auf Sprachen, Religionen, Haltungen, Kommunikationsformen, Familienideologien. »Dass sie nichts vom Islam weiß und viele Vorurteile hat« meinte eine andere. »Wir bieten den Menschen in unserer Umgebung einen Spiegel, in dem sie sich selbst sehen können – mit ihren Möglichkeiten, aber auch ihren Beschränkungen«.

Die Bedeutung der Selbstreflexion, »die Wahrnehmung von dem, was man nicht weiß«, Freude an der Erweiterung der eigenen Weltsicht und Offen-

heit Fremden gegenüber wurde von vielen genannt. »Man kann bei uns lernen, wie man auf Augenhöhe miteinander reden kann« meinte ein Teilnehmer.

Wir sind keine Subkultur, wir wollen, dass sich die Gesellschaft für uns öffnet – was sind unsere Instrumente dafür? »Wie kann man rüberbringen, dass Vielfalt attraktiv ist? Es ist klasse, durch diesen Prozess zu gehen. Man kann damit eine schöne Zeit haben« meinte eine Teilnehmerin. »Aber wir müssen auch aufpassen, dass wir nicht ständig unter Erfolgsdruck stehen« eine andere. Weg vom Fokus Exotik, hin zu mehr Realität – darin waren sich alle einig.

»Wir erleben Vielfalt nicht als Bedrohung; wir sind ein Modell dafür, dass Vielfalt positiv sein und funktionieren kann«. Für Menschen, die sich in binationalen/bikulturellen Lebenswelten zuhause fühlen, ist es ein Spagat: zwischen Modell und Normal sein; zwischen dem Wunsch, ihr Lebensgefühl politisch zu vermitteln und dem Bedürfnis, ganz privat ihre Liebe zu leben. Oder wie es eine Teilnehmerin formuliert hat:

»Speziell bleibt es immer«.

Cornelia Spohn
Bundesgeschäftsführerin